Zeitschrift: Schweizerische Bauzeitung
Herausgeber: Verlags-AG der akademischen technischen Vereine
Band: 127/128 (1946)
Heft: 7

Wettbewerbe

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 25.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

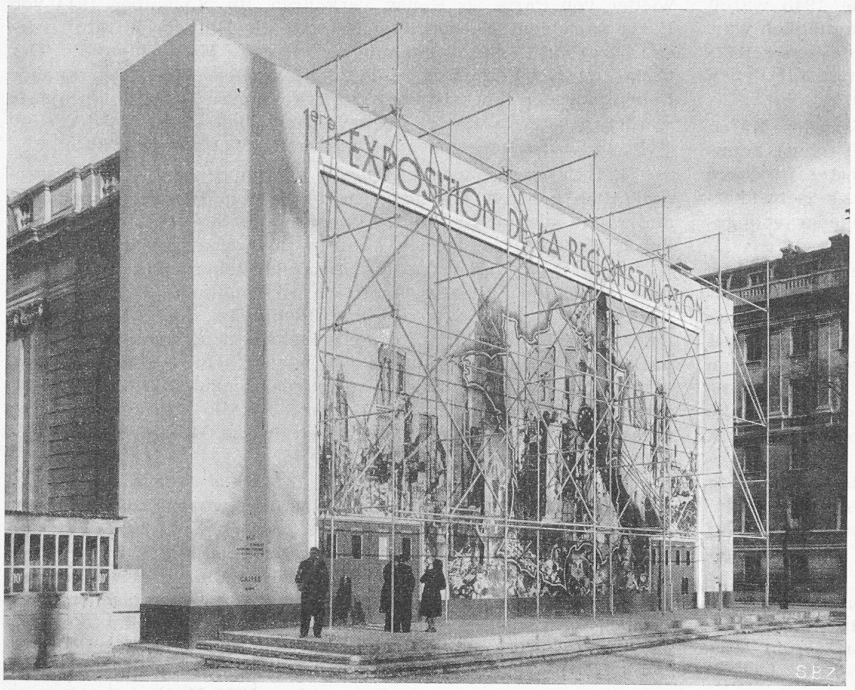


Bild 1. Eingangsfront

einer Miniaturkolonie mit vollkommener Inneneinrichtung und Beleuchtung ausgestellt waren und um die sich täglich viele Menschen, persönlich und sachlich interessiert, drängten.

Es war weniger eine Propaganda, die an den Ufern der Seine geboten wurde, als eine geordnete Rückschau auf Erreichtes, verbunden mit einem Ausblick in die beinahe unbegrenzten Möglichkeiten eines Wiederaufbau-Programms. Gewiss gab und gibt es Zweifler, die uns sagen, das alles bleibe auf dem Papier stehen. Man hat gerade dem ersten Wiederaufbauminister Frankreichs, Raoul Dautry, der inzwischen durch den Kommunisten Billou ersetzt wurde, vorgeworfen, er sei im Theoretischen stekken geblieben und seine «Reconstruction» sei eine alte Dame, die sich nicht von ihrem administrativen Sessel rühre. Man hat behauptet, sein Programm sei zwar schön, aber undurchführbar. Weder der Bauproduzent noch der Baukonsument konnten aber, als sie diese Ausstellung besuchten, derartigen Prophezeiungen vorbehaltlos zustimmen. Das französische Bauwesen zu industrialisieren, das Verständnis für kollektiven Wiederaufbau in einem Volk zu wecken, das bisher wegen seiner individuellen Struktur bekannt war, das alles erscheint uns sinn- und zweckvoll, das alles erstrahlt, in fast unwägbarer Form, im Rahmen einer Ausstellung, zu der täglich Tausende pilgern, nur um zu sehen, was Frankreich könnte, wenn es nur wollte.

Besagen in diesem Zusammenhang Namen wie Le Corbusier, Perret, Lods und Vetter nicht etwa mehr als nur ein Programm? Hat man im Ausland vergessen, welch gewaltiges Zeugnis für architektonische Grösse, für planmässige, sinnvolle Raumgestaltung die Pariser Weltausstellung 1937 urbi et orbi ablegte? Es kann nicht die Aufgabe einer Schweizer Fachzeitschrift sein, im Rahmen einer zusammenfassenden Besprechung Kritik an technischen Einzelheiten zu üben. Diese «Exposition de la Reconstruction» ist ja nur ein erster Hinweis. Hinter ihr, hinter der Monumentalfassade, auf der die Ruinen der zerstörten Gebiete in haushoher Photomontage reproduziert sind (Bild 1), hinter den Bildern und Tabellen, hinter den Ziffern, die zugleich anklagen und trösten, hinter den Tafeln, auf denen in moderner Flammenschrift dem Beschauer klar gemacht wird, welch gewaltige, organisatorische Arbeit zu leisten bleibt, wenn man ein Land, über das der Krieg hinweggegangen ist, wieder aufbauen will, hinter den vorfabrizierten Eisen- und Betongerüsten, hinter den sauber aufgebauten Modellen aus Holz und Metall steht das Frankreich der Zukunft, die Welt von Morgen.

Bleibend an dieser Ausstellung ist weder die Technik noch die Aesthetik. Was gezeigt wurde, ist an sich weder neu noch national beschränkt. Aber die Idee, die aus jeder Gruppe, aus jeder Schrift, aus jedem Bild sprach, diese Idee will besagen, dass Frankreichs Baumeister, Unternehmer und Techniker mit gutem Willen heute schon in der Lage sind, sich auch der modernsten Technik anzupassen, sofern man ihnen nur die Mittel dazu in die Hand gibt. Ein eigenes «Bureau des Etudes» des Pariser Wiederaufbau-Ministeriums, das vor etwa einem Jahr gegründet wurde, will der französischen Bauindustrie dieses wissenschaftlich-technische Rüstzeug zu einem grosszügigen Wiederaufbau beschaffen. Von den fünf Sektionen, aus denen sich die Ausstellung zusammensetzte, waren drei ausschliesslich technischen Problemen gewidmet; diese wiederum erschöpften sich im Grund in einem einzigen Begriff: «Rationalisierung».

Dieses Ziel ist keineswegs unumstritten. Es gibt Vertreter der alten Schule, die energisch dafür kämpfen, dass *nichts* geändert werde, dass weiterhin jeder so bauen möge und so bauen könne, wie es ihm einfalle, dass weiterhin Material verschwendet und möglichst viel Arbeitskräfte beim Bau eingesetzt werden. Aber es ist kaum anzunehmen, dass ihre Stimmen im neuen Frankreich noch Gehör finden. In der Tat muss dieses Land, wenn es aus den Trümmern seiner Städte und Dörfer neue, schönere Heimstätten erstehen lassen will, das lernen, was es bis jetzt nicht gelernt, und noch nicht einmal recht begriffen hat: dass rationelles Bauen und intensives Arbeiten nicht nur die Grundlage der« Reconstruction», sondern letzten Endes jeder Wirtschaftsreform ist und bleibt! Von der methodischen Säuberung minenverseuchter Gegenden bis zum vorfabrizierten Wohnhaus vor den Toren von Paris, vom normalisierten Wohnungs-Komfort nach amerikanischem Muster, der in dieser Ausstellung mit beinahe liebevoller Sorgfalt gezeigt wurde, bis zu jenen Riesenprojekten der Pariser Altstadtsanierung, ist ein weiter Weg. Aber wie die erste kleine Wiederaufbau-Ausstellung nur als Auftakt zu jener grösseren «Exposition Internationale de l'Urbanisme et de la Construction» gedacht ist, die im Winter 1946 bis 47, als interalliierte Veranstaltung in Paris stattfinden soll, so wird und kann aus diesem ersten Versuch zu planmässigem und modernem Bauen dereinst ein nationaler Wiederaufbau werden, ein Werk, das Minister Dautry im Vorwort des Ausstellungskatalogs mit dem Satz kennzeichnete: «La reconstruction de la patrie sera la récompense d'une foi, d'un enthousiasme et d'un labeur unanimes».

Dr. W. Bing

Zum Wettbewerb für eine katholische Kirche an der Hardstrasse in Zürich

Je nach der innern Veranlagung werden Bauaufgaben und Bauentwürfe verschieden gesehen und bewertet. Um das Problem in seiner Gesamtheit zu erfassen, ist neben dem fachlichen Können auch ein lebendiges, aus immer neuen Erlebnissen gewonnenes Verhältnis zu ihm notwendig.

Bild (rechts). Haus aus Betonelementen

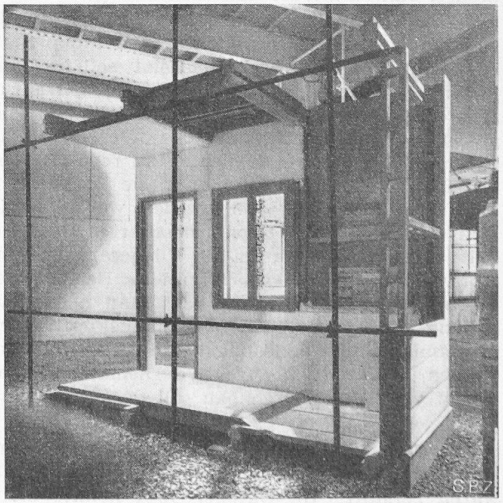
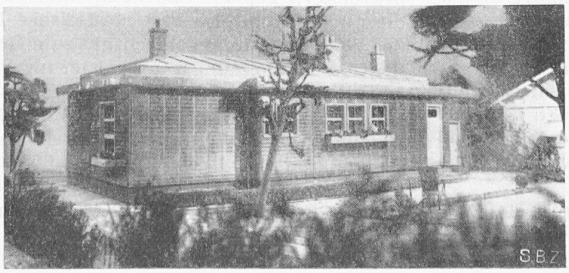
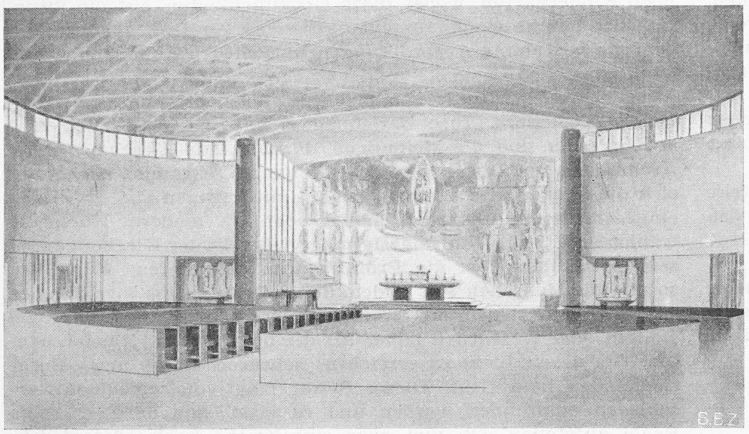


Bild 3 (unten). Einfamilienhaus



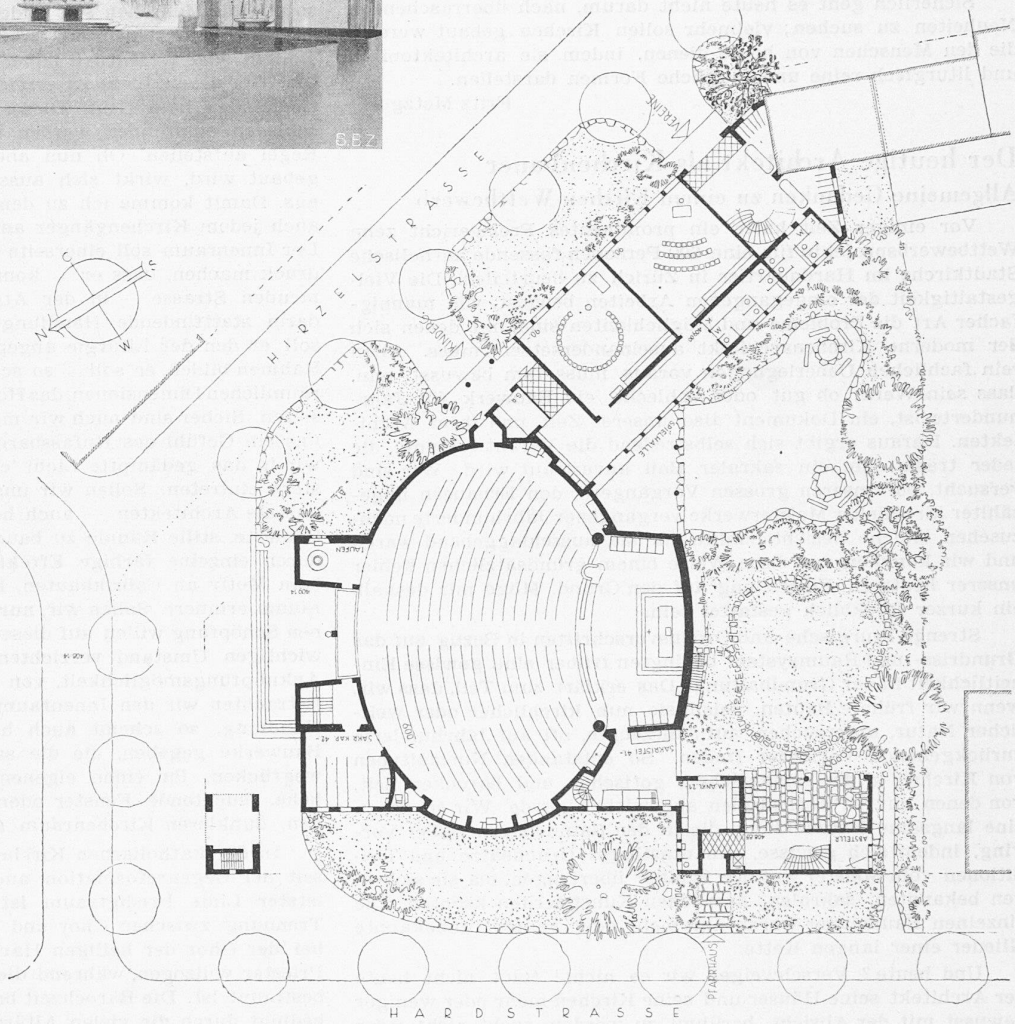


Wettbewerb für eine römisch-katholische Kirche an der Hardstrasse in Zürich

Angekaufter Entwurf Nr. 5.

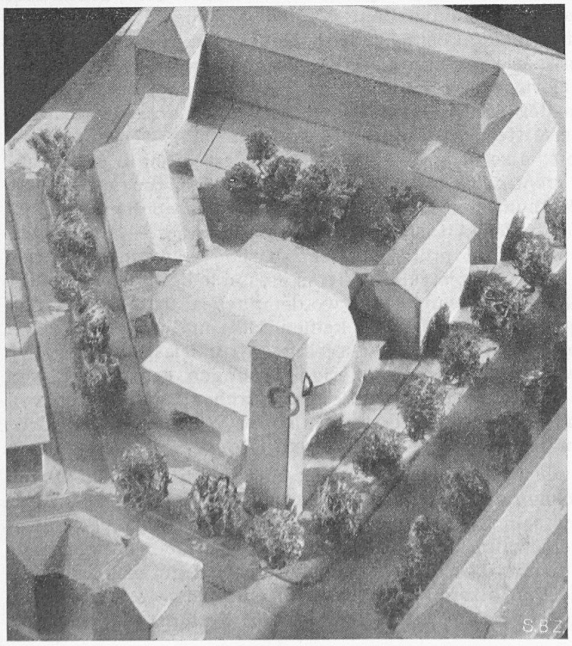
Verfasser Arch. FRITZ METZGER, Zürich

Grundriss Erdgeschoss. — Masstab 1 : 600



Auf Anregung der Redaktion der SBZ soll deshalb versucht werden, mein Projekt, das im Widerspruch zu den prämiierten Entwürfen steht, durch einige grundsätzliche Bemerkungen zu erläutern.

Die Schwierigkeit, eine Kirche in ein Miethausquartier einzufügen, ist im vorliegenden Fall noch erhöht worden durch den trapezförmigen Bauplatz und seine Lage zur Sonne. Man musste den sakralen Bau in Kontrast zur profanen Umwelt setzen und dementsprechend Lage, Form und Höhe wählen. Dies war bei dem gegebenen Bauplatz möglich und zwar durch ein Absetzen von den Baufluchten, durch ein Distanznehmen von den Wohnhäusern und durch die Anlage einer Mitte, die im Ausgleich zu den starren Baumassen der Umgebung steht. Im Gegensatz zu den ausschliesslich kubischen Gebilden der Strassen und Wohnblöcken soll das weite Oval des Gemeinderaumes Entspannung bieten und Refugium sein. Die Grösse einer Kirche ist von anderer Ordnung und lässt sich nicht an der Höhenentwicklung ihrer Umgebung ablesen. Um das Mass zu wahren, innerhalb dem das Monumentale menschlich bleibt, ist sie niedrig gehalten, so niedrig als der Innenraum es erlaubt. Die Anlage eines Vorplatzes an ruhiger Nebenstrasse scheint nicht nur verkehrstechnisch, sondern noch viel mehr zur Sammlung und Ueberleitung unentbehrlich. Die nördlichen Höfe der Häuser an der Bäckerstrasse werden zu einem grossen, freien, ordentlich durchsonnten Gartenraum erweitert. Das Pfarrhaus liegt wegen der Lärmstörungen möglichst vom Kindergarten und Vereinssaal entfernt. Eine so schon von der Situation her bedingte zentrierte Form des Kirchenplanes entspricht nun gleicherweise auch den Bemühungen der liturgischen Bewegung um eine gottesdienstgerechte Gestalt. Um das Mitfeiern des Gemeinschaftsopfers lebendiger zu gestalten, sollen die Gläubigen näher an den Altar herangeführt werden. Die Verstärkung der Beziehung zu diesem geistigen Zentrum hin erlaubt anderseits die seitliche Einengung aufzuheben, wie sie bei einem Langhaus besteht und den Menschen in den freien Raum hinein zu stellen. So wird ihm seine Gemeinschaft mit den seitlich anschliessenden Glaubensgenossen besser spürbar. Diese Gemeinschaftsgestalt trägt eher den Geist der Brüderlichkeit, als die Wegordnung der Längskirchen mit ihrer mehr anonymen Gefährtschaft.



Schliesslich ermöglicht der Plan nach meinem Entwurf die Differenzierung von Portal, Gemeinderaum und Chor wieder aufzunehmen und ihren Sinn deutlich zu machen, ohne die dominierende Tiefenbewegung nach dem Altar hin zu beeinträchtigen. Es wird also keine Zentralraumwirkung angestrebt. Schon in der Kirche Sant Andrea al Quirinale in Rom, auf die ich zur Rechtfertigung hinzuweisen wage, war als eigentliches Raumproblem die Ueberwindung der retardierenden Querbewegung

des Ovals durch die Längsbewegung zur Apsis hin vorgenommen. Das Herausarbeiten dieser architektonischen Absicht erschwerte die Lösung der vorliegenden Aufgabe sehr. Es liegt aber auch in der Natur des Wettbewerbsprojektes, wenn in seiner Formulierung nicht alles ausgereift erscheint.

«Si vous voulez faire une oeuvre chrétienne, ... cherchez à faire une oeuvre belle où passera votre coeur; ne cherchez pas à faire chrétien» schrieb Maritain 1920.

Es lag fern, einen als typisch katholisch vermeinten Effekt des Geheimnisvollen zu suchen. Das Sakrale, eine Kategorie des Mystischen, erscheint auch in den klaren Gestalten von Brot und Wein und den einfachen Handlungen des Liturgen.

Sicherlich geht es heute nicht darum, nach überraschenden Neuheiten zu suchen; vielmehr sollen Kirchen gebaut werden, die den Menschen von heute dienen, indem sie architektonisch und liturgisch reine und taugliche Formen darstellen.

Fritz Metzger

Der heutige Architekt als Kirchenbauer

Allgemeine Gedanken zu einem Kirchen-Wettbewerb

Vor einiger Zeit hatte ein prominentes Preisgericht zehn Wettbewerbsprojekte für eine 600 Personen fassende katholische Stadtkirche im Hardquartier in Zürich zu beurteilen. Die Vielgestaltigkeit der eingegangenen Arbeiten beweist, wie mannigfacher Art die Probleme und Möglichkeiten sind, mit denen sich der moderne Kirchenarchitekt auseinandersetzen muss. Allen rein fachlichen Ueberlegungen voraus muss ihm bewusst sein, dass sein Werk, ob gut oder schlecht, ein Bauwerk für Jahrhunderte ist, ein Dokument also unserer Zeit und ihrer Architekten. Daraus ergibt sich selbstredend die Verantwortung, die jeder trägt, dem ein sakraler Bau anvertraut wird. Wir sind versucht, bei unseren grossen Vorgängern, den Erbauern ungezählter kirchlicher Meisterwerke vergangener Jahrhunderte nachzusehen, welche Gesichtspunkte für sie ausschlaggebend waren und wir kommen auf diese Weise einem grundsätzlichen Fehler unserer heutigen Einstellung auf den Grund. Möge mir deshalb ein kurzer Rückblick gestattet sein.

Strenge liturgische und Ordensvorschriften in Bezug auf das Grundriss- und Raumsystem bedingten früher eine gewisse Einheitlichkeit in der Grundhaltung. Das erklärt zum Teil, dass wir, wenn wir frühere Bauten, seien sie nun kirchlicher oder weltlicher Natur, untersuchen, auf Jahrzehnte, oft auf Jahrhunderte zurückgehende Vorläufer finden. So entstanden Normaltypen von Kirchen in der romanischen, gotischen und barocken Zeit, von denen nur bei Kathedralen abgewichen wurde. Wir erkennen eine langsame Entwicklung, die in den Baumeistern selber vorging, indem sich gewisse, «unantastbare» Grundsätze und Traditionen vom Meister auf den Schüler übertrugen, bis sie sich in den bekannten, sakralen, herrlichen Kunstwerken krönten. Die einzelnen Baumeister waren nur mehr oder weniger unbekannte Glieder einer langen Kette.

Und heute? Verschweigen wir es nicht! Baut nicht heute der Architekt seine Häuser und seine Kirchen mehr oder weniger bewusst mit der Absicht, berühmt zu werden, sucht nicht jeder einen möglichst eigenwilligen Weg, eine «Urschöpfung» zu vollbringen? Unter zehn Kirchenprojekten mit genau den gleichen Voraussetzungen haben kaum zwei einen gemeinsamen Nenner, kaum zwei können als «typisch» für unser Jahrhundert angesprochen werden; es sei denn, dass jedes typisch ist, eben in seiner Eigenwilligkeit. Es ist vorläufig ein stiller, aber grosser Wunsch, es möge sich ein Anknüpfungspunkt zeigen, den unsere heutigen Kirchenarchitekten — jeder als ein bescheidenes Glied — weiter entwickeln und langsam vervollkommnen könnten, im Bewusstsein, dass die Liturgie keine geschmacklichen und modischen Abwandlungen kennt. — Soweit eine allgemeine Uebersicht, die vielleicht da und dort ein Gewissen regt, oder — so hoffen wir — den Mut weckt, hervorragende Vorbilder nach unsern Idealen und unsern Mitteln zu formen, statt seine eigene Meisterhaftigkeit zu überschätzen.

Im weitern möchte ich mich mit den heutigen praktischen Gegebenheiten, die sich dem Kirchenbauer aufzwingen, auseinandersetzen. Es sind dies grundsätzlich einmal: Platzverhältnisse, Umgebung, liturgische Belange, Material und nicht zuletzt beschränkte Bauzeit und beschränkte finanzielle Mittel. Jeder dieser verschiedenen Punkte gäbe zwar Stoff genug für einen besonderen Aufsatz und so kann hier nur das Wesentlichste angeführt werden.

Bei der geplanten Hardkirche, die den Anlass zu dieser Abhandlung gab, wie wohl bei den meisten neu zu bauenden Stadt-Kirchen, ist der Bauplatz eng begrenzt, das Bauprogramm sieht oft noch Nebengebäude vor wie Pfarrhaus, Saalbau und sogar noch Kindergarten, wobei diese Gebäulichkeiten auf die Situation der Kirche einen ausschlaggebenden Einfluss ausüben, indem sie bestimmte Anforderungen hinsichtlich Ruhe, Sonne und Verkehr stellen.

Eine weitere Rolle spielt die Berücksichtigung der umgebenden Quartiere. Ihre Beziehung zueinander mag zwar umstritten sein und die Meinungen darüber vom Geschmack des Architekten und des Preisgerichts abhangen. Grundsätzlich stellt sich die Frage, ob auf einem engen, mit riesigen Mietskasernen eingeschlossenen Platz ein hoher oder ein niederer Kubus zu wählen sei. Rein gefühlsmässig mag vielleicht der Kirchengänger sein Gotteshaus über die Profanbauten dominierend wünschen, so wie die Menschen seit undenklichen Zeiten stets ihre Kirchen entweder auf einen die Wohnquartiere überragenden Hügel stellten oder wesentlich höher als die umgebenden Häuser bauten. Um dieses Ideal zu erreichen, scheuten selbst arme Berg-Gemeinden kein Geld. Dieser Punkt mag vom einzelnen verschieden empfunden werden und es lässt sich darüber keine Regel aufstellen. Ob nun aber eine Kirche hoch oder niedrig gebaut wird, wirkt sich ausschlaggebend auf den *Innenraum* aus. Damit komme ich zu dem Punkt, der jedem Künstler und auch jedem Kirchengänger am meisten am Herzen liegen soll. Der Innenraum soll einerseits dem Besucher einen so tiefen Eindruck machen, dass er — kommt er doch von irgend einer lärmenden Strasse — in der Atmosphäre dieses Raumes für die darin stattfindende Handlung aufnahmebereit ist. Anderseits soll er den der Liturgie angepassten feierlichen und erhabenen Rahmen bilden, er soll — so scheint es mir — schon durch seine räumlichen Dimensionen, das Hohe, das Uebermenschliche symbolisieren. Sicher sind auch wir modernen Menschen uns einig, dass uns ein Gefühl des Unfassbaren, des Göttlichen ergreift, sobald wir in das gedämpfte Licht einer Kathedrale oder eines Münsters eintreten. Sollen wir uns nun schämen — so fragen wir uns als Architekten — auch heute wieder so hohe, edel proportionierte, stille Räume zu bauen, von gedämpftem Licht erfüllt, durch einzelne farbige Effekte der Glasfenster bereichert, wo kein Motiv an Fabrikbauten, Kinos oder blosse Versammlungsräume erinnert. Sollen wir, nur um der neuen, sogenannten eigenen Schöpfung willen auf diesen für den Kirchgänger so eminent wichtigen Umstand verzichten? Wäre nicht gerade hier eine Anknüpfungsmöglichkeit, von der eingangs gesprochen wurde? Betrachten wir den Innenraum als Rahmen für die liturgische Handlung, so scheint auch hier der Hinweis auf grosse alte Bauwerke gegeben, die die sakrale Handlung vom Menschen wegrücken, ihr einen eigenen Chorraum schaffen, oft durch hohe, leuchtende Fenster oder mystisches Oberlicht vom übrigen, dunkleren Kirchenraum sichtbar und symbolisch trennen.

In der katholischen Kirche, die in erster Linie Opferkirche, seit der Gegenreformation auch Anbetungskirche und erst in letzter Linie Predigtraum ist, hat sich schon sehr früh die Trennung zwischen Chor und Kirchenschiff herausgebildet, wobei der Chor der heiligen Handlung dient, die vom geweihten Priester vollzogen, während die übrige Kirche für die Gläubigen bestimmt ist. Die Barockzeit brachte hierin wohl Abweichungen, bedingt durch die vielen Altäre, die unterzubringen waren, sodass wir vereinzelt auch quer- oder längsovale Grundrisse mit interessanter Raumwirkung vorfinden. Eine für die Liturgie ganz befriedigende Lösung wurde jedoch nie erzielt. Während der Renaissance wurde die Langhauskirche durch den Zentralbau konkurrenziert, was aber stets zu einem Kompromiss führen musste, da der Altar als geistiges Zentrum unter der Kuppel, d. h. in der Mitte des Raumes stehen sollte. Seit der konstantinischen Zeit, also seit etwa 1500 Jahren, ist deshalb die Langkirche die richtigste, brauchbarste und am meisten verwendete Form des katholischen Kirchenbaues geblieben, wo die Gläubigen einheitlich auf den Altarraum ausgerichtet sind. — Im Gegensatz dazu steht die protestantische Kirche — wenn wir diese auch noch ganz kurz streifen dürfen —, die lediglich der Predigt und dem Gemeindegesang dient, wo demnach akustische Belange im Vordergrund stehen; sie hat keinen Altar und verlangt keinen Chor. Querovale und querrechteckige Grundrisse haben hier recht gute und akustisch günstige Lösungen ermöglicht, was gerade die typischen protestantischen Zürcher Landkirchen von Horgen und Embrach (Querovale), sowie Wädenswil und Grüningen (Querrechteck) usw. beweisen.

Wenn wir diese einzelnen Punkte zusammenfassen, so dürfen wir wohl behaupten, dass es nicht Aufgabe von uns heutigen Architekten sein kann, einen noch nie dagewesenen, sensationellen Kirchenraum zu «erfinden». Es geht meines Erachtens viel mehr darum, bescheidener zu werden, bei guten Vorbildern — seien sie nun älteren oder neueren Datums — anzuknüpfen, uns des Jahrtausende alten, bewährten Systems der stetigen